



Foto: Oliver Bodmer

Charakterkopf mit komischem Talent: der Schauspieler Helmfried von Lüttichau.

DER SCHAUSPIELER HELMFRIED VON LÜTTICHAU ÜBER: KOMIK UND SCHEITERN

## „Ich bin über alles froh, was mir misslingt“

**Herr von Lüttichau, wann haben Sie zum ersten Mal gespürt, dass Sie ein komisches Talent haben?**

Helmfried von Lüttichau: Wenn ich Kinderbilder von mir angucke, sehe ich, dass ich immer mit fröhlichem Gesicht vorneweg die Leute zum Lachen gebracht habe. Ich weiß aber auch, wie ich mit sechs oder sieben Jahren total beleidigt war, als mich ein Mädchen, das dann später meine beste Freundin wurde, zum Geburtstag eingeladen hat mit der Begründung, ich könne die Leute so schön zum Lachen bringen. Wenn ich darauf reduziert werde, bin ich beleidigt. Aber ich habe früh gespürt, dass dieses Klassenkasper-Gen von mir ein Talent ist.

**Was haben Sie damit überspielt?**

Vielleicht brauche ich das positive Gegenüber. Es ist mir sehr angenehm, wenn ich jemandem gegenüber sitze, der Humor oder ein Lachen im Gesicht hat. Vielleicht fühle ich mich sonst nicht gut, weil ich das so schnell spiegele. Keine Ahnung. Offensichtlich ist es für mich ein angenehmer Zustand, wenn mein Gegenüber lacht.

**In dem Moment verliert sich die Unsicherheit?**

Wenn ich den positiven Spiegel nicht habe, dann bin ich leicht verunsichert, weil ich nicht unbedingt ein sehr sicherer Mensch bin. Ich habe eher Selbstzweifel als ein überbordendes Selbstbewusstsein. Das Problem ist mit dem Lachen gelöst.

**Ein sympathischer Zug. Hat Ihnen das Klassenkasper-Gen geholfen, als Sie in der zweiten Klasse von Bremen nach Gilching gezogen sind?**

Nein. Alles war für mich fremd, auch der Humor. Ich weiß noch, dass ich mein Fahrrad bei den Möbelpackern abgestellt hatte, aber offensichtlich stand es ihnen im Weg. Einer sagte dann zu mir: „Des woar fei koa feiner Zug von dir, Bursche.“ Ich wusste nicht, wo da jetzt ein Zug ist und was da nicht fein ist. Ein vollkommenes Unverständnis des bayerischen Humors und der Sprache. Das musste ich mir dann halt mühsam aneignen.

**Sie waren aber bestimmt ehrgeizig genug, die Klassenkameraden auf Ihre Seite zu bekommen.**



Foto: dpa

Zur Person:

**Helmfried von Lüttichau (rechts) war lange Zeit Theaterschauspieler. Richtig Erfolg hatte er erst im Fernsehen mit der Serie „Hubert und Staller“, in der er und Christian Tramitz (links) ein bayerisches Polizisten-Duo mimen. Mitte Mai haben die Dreharbeiten zur 6. Staffel begonnen, die im kommenden Jahr gezeigt werden soll. Von Lüttichau wurde am 20. November 1956 in Hannover geboren. Eigentlich wollte er Rockstar werden, spielt auch wieder Gitarre, malt leidenschaftlich gern und schreibt auch Gedichte. Sein jüngster Band heißt „was mach ich wenn ich glücklich bin...“, Verlag Hortemann (14,90 Euro).**

Genau. Ich musste mich zweimal prügeln, zehn Liegestützen machen, mit Witzen punkten, bis ich irgendwann akzeptiert war.

**Hatten Sie es auch schwerer, weil Sie adeliger Abstammung waren?**

Ich wurde damit total veräppelt. „Hü ha, der Graf“, hieß es. Das war ein bisschen peinlich. Auch wenn jemand zu uns nach Hause kam. Obwohl wir nur in einer 1960er-Jahre-Mietwohnung wohnt, hatten wir im Esszimmer unsere Ahnenbilder hängen. Meine Eltern waren auch typisch adelig eingerichtet und es war für manche Schulkameraden total befremdlich, dass so altertümliche Damen und Herren in Öl gemalt um den Esstisch herumhingen.

**Waren Ihre Eltern sehr förmlich?**

Nicht unbedingt. Relativ normal, eher bürgerlich. Es gab schon auch hochgestochene Adelige, aber das waren meine Eltern gar nicht. Meine Mutter sagte zu unserer Wohnung „Etagenschloss“. In den 1970er-Jahren war man einfach nicht adelig. Ich wollte immer proletarisch und unrasiert sein. Ich habe sehr daran gearbeitet und mich mit der Pubertät aus dem Adelsumfeld entfernt.

**Einerseits haben Sie sich angepasst, andererseits aber auch distanziert.**

Ich wollte ja nicht volkstümlich werden. Ich wusste, da verliere ich. Mein Körper ist anders. Ich kann keine Lederhose anziehen, das ist wie Verkleidung.

**Sie können die Rolle, sind es aber nicht – ideal für einen Schauspieler.**

Ich kann mich erinnern, dass ich einmal einen bayerischen Bauern gespielt habe in einem Fernsehfilm, in dem auch Sepp Bierbichler mitspielte. Obwohl ich ihn schon lange vom Theater her kannte, hatte ich Angst, dass er eine Bemerkung darüber machen würde, dass ich bäuerlich angezogen war. Aber er hat dann gesagt: „Guat schaugst aus.“ Ich hatte immer Angst, man nimmt mir das nicht ab. Ich spüre, dass ich ganz woanders herkomme.

**Warum ist Ihr Lebensentwurf Theater gescheitert?**

Die ersten 15 Berufsjahre war ich fest am Theater engagiert. Auf richtige

Förderer bin ich aber nie gestoßen, ich war immer normales Ensemblemitglied, habe mal größere, mal kleinere Rollen gespielt. Ich habe aber nie Leute getroffen, mit denen ich den Kunstspruch, den ich hatte, gemeinsam umsetzen konnte. Außerdem halte ich die hierarchische Struktur am Theater ganz schwer aus; also dass man über mich bestimmt, was ich spiele, was ich verdiene. Und dann fand ich, dass sich am Theater doch sehr viele unglückliche Existenzen aufhalten, die vom Beruf enttäuscht sind. Ich hatte Angst, ich würde genauso traurig werden wie die. Deshalb wollte ich noch einmal aufbrechen. Da war ich schon 40.

**Und haben Sie in der Figur des „Staller“ gefunden, was Sie suchen?**

Staller ist eine Figur, mit der ich die Freiheit habe, Dinge und Gefühlslagen auszudrücken, die mir wichtig sind. Ich spüre, dass die Leute das auch meistens genau so verstehen, wie ich es meine. Das ist mir wichtig, dass es nicht volkstümlich rüberkommt. Kinder können das verstehen, aber auch Universitätsprofessoren.

**Staller ist wunderbar unperfekt. Das passt so gar nicht in unsere Zeit.**

Das Schöne an der Rolle ist, dass ich das Scheitern immer mit einberechne. Ich bin froh über alles, was mir misslingt. Ich muss weder elegant laufen noch schießen. Wenn ich irgendwo hängen bleibe und dabei die Mütze verliere, macht es nichts. Dann kommt der Hubi (Franz Hubert, gespielt von Christian Tramitz) und setzt mir die Mütze wieder auf. Dieser vollkommen misslungene Auftritt findet dann doch wieder eine Form. Um dieses Scheitern bin ich froh. Ich übe auch nicht beim Dreh. Je holpriger, desto besser.

**Das wirkt entlastend, wenn Scheitern erlaubt ist. Ist es das, was den Leuten gefällt?**

Dieses Nichtkönnen ist für mich eine Form von Komik. Das ist nicht neu, siehe „Dick und Doof“. Harald Schmidt hat so eine Figur mal den „not canner“ genannt, den „nicht Könner“.

**Sind Sie von Haus aus linkisch?**

Christian hat mal vom Bewegungs-gastheniker gesprochen. In einer bestimmten Weise bin ich linkisch, ma-

che aber Sport, kann gut Skifahren. Aber es gehört zu mir. Wenn ich es zulasse, wie ich es in dieser Rolle wunderbar kann, dann wird es langsam zu meiner zweiten Natur.

**Was sagt Ihre Frau dazu, lassen Sie oft etwas fallen oder liegen?**

Im Privaten eigentlich nicht. Sobald ich diese Uniform anhabe, fängt das an, dann haue ich mit dem Kopf irgendwo dagegen. Aber es hat mir schon immer gefallen, wenn ich etwas nicht Perfektes gesehen habe.

**Würde bedeuten, dass Sie ziemlich perfektionistisch sind.**

Scheitern ist tatsächlich entlastend. Innerhalb dessen bin sehr perfektionistisch. Christian regt es schon auf, wenn ich wie ein Dipferlschleißer sage, dass es genau so und so sein muss.

**Dass Sie im Fernsehen das Scheitern spielen, macht Sie das zufriedener?**

Ich hadere nicht mehr, höchstens wenn ich einen französischen Kinofilm sehe: Diese Art von Schauspielern, der Humor, da würde ich dann gerne mitspielen.

**Alle Welt twittert und palavert.**

**Und Sie schreiben auch noch Gedichte.** Lyrik ist wieder im Kommen, weil man das Gequatsche nicht mehr hören kann. Das Sich-Einlassen auf verknappte Sprache, das hat etwas extrem Tröstliches. Wenn man sonst schon keinen Halt hat im Leben, was bei mir ja öfter der Fall war, wenn ich kein Engagement hatte, dann ist das Gedichtschreiben an sich schon gut, ohne dass es gleich etwas bringen muss.

**So gesehen waren die Komik und das Schreiben für Sie Befreiungsschläge?**

Stimmt, ich bin glücklich. Mein Leben war oft ein großer Kampf. Da genieße ich es, dass es im Moment nicht so ist. Manchmal habe ich ein schlechtes Gewissen: Man kann doch nicht einfach fröhlich durch die Welt grinsen. Ich wollte früher möglichst kompliziert sein, ich habe mir gefallen in der Rolle des scheiternden, tragischen Helden. Angst hatte ich immer nur vor der Resignation. ■

Das Gespräch führte Gabriele Ingenhron.